

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 102

Posen, den 3. Mai 1929

3. Jahrg.

Copyright by J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart.

O du Heimatflur!

Roman von Johannes Höffner.

(Schluß).

(Nachdruck verboten.)

Gegen Feierabend gingen die Glocken. Mit dem Missionsabendgottesdienst fing das Fest an. Und die Männer und Frauen traten ein, wie sie vom Felde kamen, daß sie ihr hartes Wochenwerk auf dem Erntefeld beschloßen mit der Fürbitte für Gottes Arbeiter auf dem Acker der Heiden. Die heilige, holzgeschnitzte Dreifaltigkeit auf dem Altar — Gott-Vater und Gott-Sohn auf dem Erdball thronend und über ihnen schwebend der Heilige Geist in Gestalt einer weißen Taube — die heilige Dreifaltigkeit leuchtete in der Abendsonne, und die bunten Gewänder brannten wie von innen heraus. Ein leiser Hauch kam durch die offene Tür, Moderduft dazwischen aus den Gewölben unter dem Gotteshaus, und die Bänder der Totenkränze an den Wänden wehten hin und her, und die Kriegsdenk Münzen auf den Rissen klingelten und klirrten aneinander, wie wenn ein Vogel im Schlafe zirpt. Die Namen auf den Gedenktafeln der Gefallenen von vierundsechzig, sechsundsechzig und siebzig zogen aller Augen auf sich, und es lasen wohl alle mit Bittern im Herzen: Es starben den Heldentod für König und Vaterland . . . Sie sangen, leise, innig, mit Schleifen und Verzierung, wie es jedem beliebte, und sang sich der eine dies, der andre jenes von seinem Herzen und sang sich die Zuversicht in sein Leben: Es kann nicht Friede werden, bis Jesu Lieb siegt. Oben auf der Kanzel im Zwieltlicht stand der Missionar und sprach von dem, was er erfahren hatte am eigenen Herzen und draußen unter den Heiden und von der Großmacht des Evangeliums über die Welt. Und ob sie alle unter ihm müde waren von des Tages Hitze und Arbeit, sie hielten doch die Seele und die Augen offen, und es war so still im Gotteshaus, daß man den Atem gehen hörte.

In dieser Stunde stand in Berlin vor dem Schloß die Menge nach Tausenden, stand starr und reglos und hielt den Atem an, und oben auf dem Balkon sprach der Kaiser, und war jedes Wort ein Schlag wie mit einem Schwert, und denen da unten stand das Herz still, als sie hörten, was man ihm und seinem Volk an Verrat aus der Scheide fahren sollte und mit Blut und Leben sühnen und wegwaschen, was das Volk auf seiner Ehre nicht tragen konnte, daß nicht mehr Frieden war, sondern Krieg . . .

Und dann zerriß die Luft ein Schrei und ein Jauchzen, und das heilige Lied von Deutschland schlug empor in den Himmel.

Die Botschaft flog in alle Welt. Und rauschte wie ein Adler durch den Abend und die Nacht und in den Sonntagmorgen hinein, und es hatte Deutschland noch nie einen Tag des Herrn erlebt, wie jetzt, da er zu ihm sprach mit gewaltiger Stimme als Herr der Heerscharen und Gott der Schlachten. Und das ganze Volk war ein Leib, und das Blut kreiste und schlug in ihm bis in die fernsten Adern.

Als die Kunde in der Frühe nach Henkenhagen kam, stand jedem das Herz still und zitterte vor dem zukenden Blitz, der aus den Wolken gefahren kam und reirigen wollte, was krank und dumpf und faul geworden war. Aber dann legte sich Todesmut um die Lippen der Männer und Entschlossenheit um die der Frauen, das Opfer zu bringen, das Gott forderte; die Köpfe reckten sich hoch, die Augen leuchteten wie Stahl, und die Herzen gingen im gleichen Schritt und Tritt wie die Bataillone. Und als die Glocken riefen und der Verbund bei dröhnte wie eine Posaune, fanden sie sich alle zusammen aus nah und fern, Herren und Bauern, unter den Bäumen im Garten, standen dicht bei dicht zwischen den Bänken, daß keine Nadel zur Erde konnte, und waren alle da: der Dubberziner, Cocceji und Dreißt, mit ihren Söhnen, den Husaren schon in der grauen Kriegsuniform, Graf Wittwik, und fehlte keiner. Das war kein Missionsfest mehr, da man für die Heiden betete, das war ein Festtag, da man Gottes Schutz und Schirm und Segen herniederrief für das eigene Haus und Vaterland und seine Waffen, und der Festredner ließ wie Donnerhall das Kriegswort über die dunkle Menge gehen: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert,“ und sprach nicht, was in mühsamer Stunde zurechtgelegt und zurechtgedacht war, sondern was ihm die heilige Liebe zu Gott und Vaterland und seinem Volk eingab, was sie alle dachten, fühlten, gelobten. die da unter ihm atmeten.

Binchen saß hinter einem Jasminstrauch, hielt die Hände über dem Gesangbuch im Schoß verkrampft und sprach bei sich selbst wieder und immer wieder: „Das junge Blut, das junge Blut.“ Gottfriede neben ihr hatte den Blick über den Wiesen, wo das rote Dach des Herrenhauses durch die Bäume sah, sprach mit dem gewaltigen Gott im Himmel, daß er mit dem Schwert alles verschnitten hatte, wodurch sie gebunden war, daß ihre eigenen Nöte und Sorgen nun so klein würden wie Tropfen in der großen Not und Stunde des Vaterlandes, und daß sie nun alle ständen und hinauszögen, für Deutschland zu kämpfen, wie sie für die Heimat gestanden war. Und nun zogen sie alle hinaus. Auch der dahintenstand unter dem Birnbaum, den Ballasch vor sich in die weiche Erde geböhrt und die Hände über dem Anauf gefaltet und hatte den Blick wie Gottfriede an dem Herrenhaus über den Wiesen und sprach mit dem gewaltigen Gott von Leben und Tod und von der, ohne deren Herz er nicht hinausreiten wollte in Krieg und Schlacht.

Dahinten stand er. Unter dem Birnbaum. Gottfriede fühlt es, seine Gedanken waren um sie her. Eine Weile wehrte sie sich, aber dann wandte sie langsam den Kopf, und über die Menge trafen sich ihre Blicke wie über einem Wasser, einen Herzschlag lang nur, dann sah sie hernieder in ihr Gesangbuch, war blaß wie ein Leinentuch und sah ihn auf der Walfstatt liegen, bleich und starr, und die Nacht zog herauf mit ihren Sternen, und sie spiegelten sich in erstorbenen Augen. Und sie betete, betete, wirr und voll Angst. Und von der Kanzel her kam es: Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen sondern das Schwert.

Und als der Redner schwieg, kam herbei und trat auf die Kanzel, gleichviel ob Laie oder Geistlicher. und

sprach aus, was das Herz und das Vaterland ihm ein-
gaben, und es waren alle Schranken gefallen, die zwi-
schen den Menschen gewesen waren. Und zuletzt stand
der alte Graf Prittwitz in eisengrauem Haar oben zwi-
schen den Girlanden mit den blutroten Georginen, das
Kreuz von Siebzig blinkte in der Sonne, die durch den
Nußbaum kam, und sein Wort war wie ein Strahl aus
dunkler Wolke: „Das Land zittert, aber der Herr hält
seine Säulen fest.“ Und dann sangen sie das Lied von
der festen Burg, wie sie es noch nie in ihrem Leben ge-
sungen hatten, daß die Blätter in der stillen Luft bebten
und im Turm die Glocken leise klangen, und ging danach
jeder in sein Haus, schlug die Bibel auf und las, was
Gottes Wille war. Aber Obböter setzte sich auf seinen
Braunen und ritt zur Stadt, denn nun mußte er ins
reine bringen, was ihm schon so lange auf der schwan-
denden Seele lag, ehe Schwester Mathilde hinter den
Kriegern her ins Feld zöge.

Und noch zwei andre Herzen führte dieser große Tag
zusammen.

Nach dem Gottesdienst kam Döring von Cocceji ins
Herrenhaus und fragte nach Gottfriede. Binchen wies
ihn in den Park. „Sie wird am Grabe des Vaters sein“,
dachte er, aber sie war nicht dort. Endlich sah er sie im
Buchengang. Gottfriede hörte seinen Schritt, aber sie
wandte sich nicht um. Das Herz schlug ihr bis in den
Hals. Warum war es heut anders als vor ein paar
Wochen? Warum kam er heute zur rechten Zeit? Da
hörte sie seine Stimme: „Gottfriede.“ Und dann hielt
er sie in seinen Armen, und sie sagte kein Wort. Tränen
hingen ihr in den Wimpern, und ein Schwert ging ihr
durchs Herz: was ich heute gewinne, kann ich morgen
verlieren; sein Herz ist mein, sein Leben dem König.
Herr, laß mich stark sein, es komme, was mag. —

Bei Sonnenuntergang hielt der Paalower Sand-
schneider vor dem Gutshaus in Henkenhagen, und Herr
von Cocceji kam und bat, daß Gottfriede herüberkäme.
Sie wurde blaß und rot und ging wie auf einem Schiff,
saß im Wagen und fuhr durch die Felder, auf denen das
Korn in Garben stand. Der Wachtelkönig rief, Reb-
hühner lockten. Der Abendfrieden kam über das Land.
Aber der Himmel war wie im Blut, und ostwärts zog
sich eine Wetterwand, zerrissen und gezackt wie ein Ge-
birge. Als Gottfriede vorgefahren kam, hob Herr von
Cocceji sie aus dem Wagen und führte sie ins Haus,
küßte sie auf die Stirn und sagte: „So, mein Kind, nun
hat alles Verdeckspielen ein Ende. Wir stehen einer für
alle und alle für einen. Der Starke muß dem Schwachen
helfen.“

Im Glashaus zu Paalow blühte an dem Abend die
Königin der Nacht und füllte den ganzen Raum bis

unter das Dach mit ihrem wundervollen Duft. Das war
nichts Besonderes, sie blühte immer um diese Zeit im
Jahr, aber jetzt war es wie ein Sinnbild und wie eine
Verheißung. Die Dunkelheit sank aufs Land. Ueberall
auf den Hügeln flammten die Feuer auf. Die Teer-
tonnen brannten und prasselten wie Opferflammen.
Lieder vom Vaterland zogen durch die Nacht. Aber
Johann Sonnenkrut stand abseits und sah finster in die
Glut, hob den Finger und drohte: „Wehe, dreimal Wehe!
Die Kelter wird außer der Stadt getreten, und das Blut
ging von der Kelter bis an die Zäune der Pferde durch
tausendsechshundert Feldwege.“ Da nahmen sie ihn,
Schneider Farnow an den Beinen, Schwäpenheuer, der
Fischer, am Kopf, und Schmied Behnte walzte ihm das
Fell, bis er genug hatte, daß er davonlief und im Dunkel
verschwand.

Hinrik Sewentritt aber war nicht unter den jungen
Burschen, die das Feuer brennen ließen auf dem Land
und in dem Herzen und ging mit Hedken unter den Bäu-
men im Park, und Hedken jammerte, daß es ihm das
Herz zerschneide.

„Hinrik, Hinrik! Ja laß dich wech. Ja geh mit.
O du mein Gott, wenn se de totkahn! Ja treck mi Hosen
an! Ja bliest an din Sid. Ja stell mi vor. Up mi
ward kein nich anlegen. An en Frugensmisch ver-
griepst sit kein ihrlich Soldat. An morgen gahn wi, dats
wi in den Kasten kämen un astandelt warn. Wenn du
mi friggst heft . . .“

Da kam es durch die Wipfel: Deutschland, Deutsch-
land über alles — und Hinrik Sewentritt gab es einen
Schlag vor die Brust, und er riß sich los.

„Hedken, lew Hedken, id möt hen. Ja kann nich
bliwen. Mi brinnt dat Hart.“

Und Hedken rief hinter ihm her in die Dunkelheit
und weinte und schrie und warf sich auf die Erde und
frastete die Hände in den Rasen.

„O du mein leuwe Gott, worüm heft du mich nich
tom Mannsbild warn laten? Dunn kunn id bi em bli-
wen. Misch, Hinrik, wo büst du mi nu hen!“ —

*

Die Sonne ging auf, über der Stadt am Fluß. Und
Erdmann Herbrich, der Türmer, sah in die weite mor-
gendurchglänzte Ebene. Rings auf den Straßen kamen
sie gezogen zu Fuß, zu Wagen und zu Ross, die die Hei-
mat rief, daß sie Blut und Leben zum Opfer brächten.

Und Erdmann Herbrich fiel auf seine Kniee, und
wie der feine Rauch über den Häusern stieg sein Gebet
in den hohen Himmel, wo Gott-Vater seinen Arm hielt
über alle, die auszogen für das heilige Vaterland.

Geständnis.

Novelle von Felix Rohmer.

Als Axel drei Stunden vor dem gedekten und mit Blumen
beschütteten Tisch vergeblich auf Johanna gewartet hatte, verließ
ihn die letzte Selbstbeherrschung. In einem großen und jähen
Hoh, der dennoch die peinigende und brennende Sehnsucht in sich
schloß, sprang er auf. Seine Empörung überwältigte ihn derart,
daß sein Leib den seelischen Erregungen unterlag. Ihm wurde
körperlich schlecht. Ein Hustenanfall schüttelte ihn, daß er zu
ritzen meinte. Große Schweißtropfen perlten klar über seine
Stirn. Mit einer ungestümen Bewegung packte er den Zipfel der
schimmernden Damastdecke und riß die sorgsam und einladend auf-
gebauten Früchte, Speisen und geschliffenen Karaffen mit fun-
kelnden süßen Weinen und duftenden, buntfarbigen Likören zu
Boden.

In den klirrenden Lärm hinein hörte er noch das sanfte
Aloppen einer weichen Mädchenhand. Zwei Augenblicke später
stand Johanna vor ihm, ganz in weichen, warmen Pelz gehüllt,
die zarten Wangen leise überhaucht von der feinen Röte, die der
schneidende Novemberwind hervorgezaubert hatte.

„Guten Abend,“ sagte sie und musterte mit kühlen, kalten
Blicken das wirre und beschämende Durcheinander der Trümmer-
stätte.

Axel antwortete nicht. Er stand an der Tür zu seinem Schlaf-
zimmer und hatte die zerrende Faust halt suchend in den schweren

Brotat der Vorhänge gekrampt. Er feuchte leise und zitterte
wie unter einer schweren Last.

Langsam schälte sich Johanna aus ihrem Mantel. Sie trug
ein dunkles Samtkleid. Weiß schimmerte ihr Hals aus dem
tiefen Ausschnitt, mattleuchtend wuchsen ihre schön geformten
Arme aus den kurzen Ärmeln. Ruhig ließ sie sich in einen Sessel
nieder, langte mit den schmalen und schlanken Fingern eine
Zigarette aus der Silberschale auf dem Rauchtisch. Ihr roter
Mund brannte in ihrem Antlitz wie eine Wunde.

„Du bist nicht in sehr guter Stimmung heute, Axel,“ sagte
sie und lächelte sich in dem Spiegel ihr gegenüber sanft und be-
hutsam zu.

„Daß ich dieses ertrage!“ stöhnte Axel. Hilflos und zerquält
irren seine Augen in dem Zimmer umher. Er ächzte dumpf.

Johanna musterte ihn gleichmütig wie ein fremdes und seltsames
Tier. Sein Blut gefror unter diesem Blick, als wäre er
ein Weisfischhieb. Wie er sie haßte, dieses Weib da vor ihm,
diese Dirne.

„Wo warst du so lange?“ herrschte er sie an. Er empfand
das Entsetzliche und Demütigende dieser Situation bis in jede
Faser seines gepeinigten Körpers, bis in die dunkelste Tiefe seiner
entwurzelten Seele hinein.

Die braunen kalten Augen des Mädchens ruhten voll und

müßend auf seinen verzerrten Jügen. Leise, abwehrend juckten ihre vollen, schönen Schultern. Dann, sich tief in den Sessel zurücklehnd, entließ sie mit geträufelten Lippen einen wunderschönen, blauen Rauchring in die parfümierte, ein wenig zu warme Luft.

„Wenn ich sagen würde: Zu Hause, bei meinen Eltern — würdest du mir glauben?“

„Nein!“ Axel stieß das Wort hervor wie eine Beleidigung. „Du tätest recht daran, es nicht zu glauben. Denn es ist nicht wahr. Ich war bei meinem Geliebten. Ich komme gerade von ihm.“

Wieder wandte sie ihr schönes, klassisch geformtes Antlitz mit der hohen, reinen und klugen Stirn und der schmalen Nase ihm entgegen, neugierig auf die Wirkung dieses Geständnisses. Ihre Brust hob und senkte sich ruhig, nichts verriet irgend eine inneren Bewegung, kein Mitleid gab es da, keine Furcht.

Axel ließ den Vorhang los und kam langsam, mit unsicheren, tastenden Schritten auf sie zu. Seine Augen waren umflort, er sah Johanna ganz fern wie unter Schleiern, hinter Nebeln. Schief, eingezogen lag sein Haupt auf seinem Genick, und so stand er vor ihr wie ein Stier, der zum Angriff bereit ist.

„So betrogst du mich?“ Sie blickte zu dem über ihr drohenden Gesichte auf, ihre Finger liebkosten spielerisch das goldene Kettchen, das ihren Hals schmückte, Axels Atem kam schwer und leuchtend aus dem leicht geöffneten Mund. Wie in leisem Ekel bog sie sich zurück.

„Wenn du es so nennen willst, ja. Dann habe ich dich seit sechs Wochen betrogen.“

„Und Du . . . Du . . . errötest nicht, da du dieses sagst? Du stirbst nicht vor Scham? Aber sage, warum kommst du denn noch zu mir heute? Warum kommst du all diese furchtbaren sechs Wochen noch immer her? Es . . . ist ja . . . grauenhaft! Du — o, ich kann nicht sagen, wie ich dich hasse. Wolltest du dich an meiner Qual, an meiner Ahnungslosigkeit weiden?“

Sie erhob sich ganz langsam und ruhig. Sie war jetzt größer als er in seiner geduckten Haltung. Sie sah auf ihn herab, und ihre Blicke brannten ineinander, verketteten sich, verwuschelten und verknäulten sich. Rot, blutunterlaufen das Weiße in seinen Augen — die ihren kalt, erbarmungslos, gänzlich unberührt und unerschütterlich.

„Vielleicht — Axel. Vielleicht auch nicht. Einmal kam ich, weil ich dich liebte — heute, um dir zu sagen, daß ich nie mehr dir die Dunkelheit und Verlassenheit deiner einsamen Nächte durch meine Gegenwart verjühen werde. Dazwischen, in diesen letzten sechs Wochen, ja, da kam ich, weil ich noch nicht recht im klaren war darüber, ob ich dich mehr liebte als den anderen, ob ich dich überhaupt noch liebe. Jetzt aber weiß ich, was ich wissen wollte, und darum lebe wohl!“

Sie griff nach ihrem Mantel, warf ihn mit einer lässigen Bewegung über die Schulter.

„Willst du mir nicht behilflich sein, Axel — zum letzten Male?“

„Du bleibst!“ schrie er, und seine Hand griff nach ihr wie die Fänge eines Adlers nach seiner Beute. Sie trat dicht auf ihn zu, ihre lange zurückgehaltene Erregung machte sich in einem schweren Seufzer Luft. Sie sah plötzlich so traurig und müde aus, daß Axel die erhobene Faust willenlos sinken ließ.

„Sieh, Axel.“ sagte Johanna mit einem unendlich schmerzlichen Lächeln — „alles, was ist vorhin sagte, war nicht wahr. Ich habe nie einen anderen Geliebten gehabt neben dir. Aber, weil du glaubtest, was ich sagte, darum darf ich dir nie mehr gehören. Dadurch hast du mich so tief beleidigt, daß alles ausgelöscht ist, was wir einander jemals gewesen sind. Die Wunde, die du mir dadurch geschlagen, kann keine Liebe mehr heilen.“

Sie stützte sich auf den Rand des Sessels — mit einer in Schmerz und Hoffnung zitternden Stimme flüsterte Axel: „Verzeih' Johanna,“ und niederstinkend barg er sein Haupt in ihren Schoß. Leise, zärtlich und voller Trauer streichelte sie seine wirren Haare.

„Nie wieder, Axel, nie wieder.“ flüsterte sie, sich sanft befreiend. „Noch liebe ich dich zu sehr, um dich hassen zu können, aber — sie stand schon an der Türe, und eine einzige Träne rollte über ihre Wangen, als sie auf den Knienden zurückblickte — ich liebe dich lange nicht mehr genug, um je wieder — die Deine zu werden.“

Holländische Geschichten.

Von unserem holländischen Mitarbeiter **Herbert Vandow.**

(Nachdruck verboten.)

Mißverständnis.

In Holland findet man in den äußeren Bezirken der Städte offizielle Filialen der Post, die bei Zigarettenhändlern, Schreibwarenveräußern und dergleichen Leuten untergebracht sind. Das Postamt, das ich täglich besuche, befindet sich bei einem Drogeristen. In letzter Zeit hörte ich nun häufig, während ich „5 zu 15“ oder „15 zu 5“ kaufte, wie verschiedene junge Herren bei Drogeristen „Weibertabletten“ verlangten. Ich traute erst meinen Ohren nicht, aber wie ich auch meine Gehörsorgane spitzte, ich hörte immer wieder ganz deutlich „Weibertabletten“. In meiner Phantasie begannen diese Tabletten bald eine große Rolle zu spielen. Ich stellte mir vor, daß man mit diesen Tabletten Eindrud beim schönen Geschlecht schinden könnte. Natürlich, indem man sie schönen Frauen zum Rauchen verehrte, wodurch dann sicher noch

mehr Zuneigung hervorgerufen wurde als durch das „Instrinieren eines faulen Eies in der Neujahrsnacht. Die Sache ließ mich keine Ruhe, und so verlangte ich eines Tages, nachdem die nötigen Briefmarken besorgt waren: „Eine Dose Weibertabletten.“ Ich zahlte 65 Cents, was mir für ein solches Zaubermittel durchaus nicht hoch erschien. Vor dem Geschäft packte ich die Sache aus, meine Erwartung war groß — die Enttäuschung noch größer. Der Ausspracheteufel, der in Holland aus jedem N ein Ei macht, hatte mir einen Streich gespielt: in der Hand hielt ich ganz gewöhnliche — „Wybertabletten“.

Peß.

Peß darf der Mensch nicht haben, sonst kann er sich auf den Kopf stellen und kommt doch nicht mit den Beinen in die Luft. Darum bleibt derjenige, der kein Glück hat, am besten zu Hause und überläßt die Abenteuer anderen Leuten. Ein junger Holländer war nicht so weise. Er verehrte ein junges Mädchen und beschloß, sie zu entführen. Gesagt, getan. Das junge „Meisje“ war Feuer und Flamme, und bald war das Paar auf Reisen, lebte herrlich und in Freuden, bis das Geld ausging. Man sah in Groningen. Don Juan ließ den Mut nicht sinken, stattete sich als Hausierer aus, ließ sein Meisje im Wartesaal und begab sich auf eine kleine Geschäftstour. An einer schönen Villa klingelte er. Der Besitzer wollte gerade weggehen und kam selbst an die Tür. Don Juan bot Streichhölzer an. „Zeigen Sie mal Ihren Gewerbeschein, Herr“, lautete die Antwort. Don Juan wollte ausweichen. Ein Pfiff, zwei Polizeifanten erschienen. „Nehmen Sie den Mann mit zur Wache,“ sagte der Villenbesitzer, der im Hauptberuf Polizeieinspektor war. Auf der Wache kam auch die Geschichte mit der Meisje heraus, die aus dem Wartesaal geholt wurde und beim Verhör das Geständnis machte, daß sie noch minderjährig sei. Das Liebesabenteuer war zu Ende. Das Meisje wurde zu seinen Eltern zurückbefördert, und Don Juan wanderte ins Gefängnis: 1. wegen Hausierens ohne Gewerbeschein, 2. wegen Verführung Minderjähriger.

Und wenn er nicht entlassen ist, so sitzt der Mann noch heute.

Ebert in Holland.

Man kennt die Reimann-Anekdote, wie sich zwei „Schbiehr“ über einen „gleenen Didd“ aus der Gohlgartenschtraße unterhalten, der viel „Gränze“ kriegen wird (natürlich, wenn er tot ist), und wie „Schbiehr“ Nummer 2 das Gespräch beschließt: „Der kann awur lach'n!“ Ein Gegenstück dazu erlebte ein hiesiger Buchhändler, der ein Sonderfenster mit dem Ebert-Roman von Emil Felden ausstattete. Auf dem Umschlage befindet sich ein Ebertbildnis, das nun hundertfach aus dem Schaufenster auf die Straße blickte. Eine Dame bewunderte die Dekoration, und bemerkte dann voll Verständnis zum Buchhändler: „Ach, was haben Sie viele Exemplare von dem Ebert-Roman ausgestellt. Wird der sich aber freuen, wenn der mal nach Utrecht kommt!“

Chude für einen Gulden.

Sie wissen nicht, wer Chude ist? Ich wußte das, offen gestanden auch nicht; aber ich habe es jetzt erfahren. Gestern kommt ein Händler zu mir und bietet mir verschiedene Büsten an. Sie sind von Gips und sehen aus, als wären sie von Bronze. Ich frage:

„Was kostet der Goethe?“

„Wie meinen Sie?“

„Was der Goethe kostet?“

„Goethe?“

„Ja, hier diese Büste!“

„Ach, Sie meinen Chude? Der kostet einen Gulden.“

Ich dachte mir, der Spaß ist einen Gulden wert und kaufte die Büste.

„Hier guter Mann,“ sagte ich, „kaufen Sie Ihrem Sohn eine Elementarlehre des Deutschen, und sagen Sie ihm: wenn er nicht lernt die Sprache von Chude, dann kriegt er auf den Rücken die Rüte.“

Wer nach Holland kommt, beeile sich also zu lernen: y = ei, oe = u, u = ü. Sonst geht es ihm wie dem Helden dieser Geschichte.

„P. S.“ oder „Holländischer Geschäftsverkehr“.

Ein Getreidehändler in Gorinchem empfängt von einem seiner Kunden folgende Bestellung:

Bitte senden Sie noch heute per Fracht 25 Zentner Weizen.

P. S. Mein Prokurist hat sich geirrt, wir haben vorläufig noch genug, schicken Sie nichts! —

Wintermantel im Frühling.

Von Kurt Rudolf.

Ein Leser sendet uns folgendes Gedicht, das sich insofern von anderen uns eingesandten Frühlingsgedichten unterscheidet, als man darin vergebens das Wort Liebe sucht. Da wir diesen Klageerguß immerhin für ein Symptom dieser Frühjahrszeit halten, drucken wir es hier ab. Die Schriftleitung.

Mit Grauen zieh' ich ihn des Morgens an
Und preis mich glücklich, wenn es kühler weht.
Ich bin — Skandal — der einzige junge Mann,
Der noch im Wintermantel geht.

Vor hundert Jahren war hand ich entflammt
 Und hab' im Geiste anprobiert.
 Dort wars ein Chesterfeld, mit grauem Samt,
 Und hier ein Trenchcoat, englisch, garantiert.

In einer Woche, dacht' ich, ist er dein,
 Du zahlst ihn an von deinem Wochenlohn —
 Heut ist er immer noch nicht mein,
 In einer, ach, in wieviel Wochen schon . . .

Mag auch die Welt in Frühlingmänteln geh'n,
 Für mich ist dieser Frühling ein Malheur.
 Ich laß mich noch noch im Wintermantel seh'n,
 In diesem Mai blüht mir kein anderer mehr . . .

Der schwarze Tod!

Im Salinenhafen zu Schönbeck ist ein Elbfahrn polizeilich beschlagnahmt worden, da mit der aus Brasilien stammenden Getreideladung, die in Hamburg von einem Ueberseedampfer übernommen worden war, pestverdächtige Ratten mit eingeschleppt worden sind.

Diese Nachricht, die kürzlich durch die Presse ging, hat hier und da Beunruhigung unter der Bevölkerung hervorgerufen. Wenn auch kein Grund dazu vorhanden sein sollte, so sind wir doch wieder einmal an diese gefährlichste aller Seuchen erinnert worden, eine Seuche, die heute glücklicherweise so gut wie ausgerottet ist. In früheren Jahrhunderten war die Pest, der schwarze Tod, wie man diese Seuche auch nannte, ein gefährlicher Feind der Menschheit, und seinem Wüten sind schon Hunderttausende zum Opfer gefallen. „Der schwarze Tod geht um“, hieß es damals, und die Menschen flohen entsetzt aus ihren Häusern, aus der Gegend, aber der schwarze Tod war oft schneller als sie.

Der Pestbazillus wird in den meisten Fällen an wunden Hautstellen ins Blut gebracht, wo er sich im ganzen Körper ausbreitet und starke schmerzhaftige Schwellungen der Lymphdrüsen mit folgender Vereiterung hervorruft. Der Ueberträger der Pest ist der Rattenfloh, der nicht nur Ratten infiziert, sondern auch Menschen. Robert Koch und sein Schüler, der Japaner Kitasato, haben den Pesterreger entdeckt und den Kampf gegen diese Seuche in erfolgreiche Bahnen geleitet. Man hat ein ziemlich wirksames Heilserum erfunden, und durch umfassende Vorbeugungsmaßnahmen ist man heute in der Lage, die Pest da, wo sie sich noch zeigen sollte, im Keim zu ersticken.

In Hafenstädten kommen gelegentlich noch Fälle von Pest-erkrankungen vor. Schiffe bringen, wie jetzt wieder, pestinfizierte Ratten aus Uebersee mit, und da muß die Hafenbehörde auf dem Posten sein, um das Durchschlüpfen der Pestbazillen zu verhindern. Wenn die Pest doch irgendwo ausbricht, wird sie heute sofort auf ihren Ursprungsherd beschränkt. Strengste Isolierung und Desinfektion sind notwendig, denn die Pestkrankheit verläuft meist tödlich. Von den Erkrankten sterben bei Lungensepe bis 95 Prozent, bei Beulenpepe bis 40 Prozent. Daß im vorliegenden Falle alle Abwehrmaßnahmen getroffen sind, bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung.

Der Mann, der seine Jugendträume erfüllt.

Die Märchenwelt des mittelalterlichen Orients und die romantisch-heroischen Zeiten des klassischen Persien hatten das Land des Löwen und der Sonne zu einem Wunschbild der Sehnsucht schon des Knaben Hermann Norden gemacht. Norden ist ein echter selbstmadedeman unserer Zeit. Angehöriger einer deutschen Gehrtenfamilie, galt er zunächst als Außenseiter. Aber auf amerikanischem Boden entwickelte sich seine nicht sehr häufige Talente: überragender Geschäfts- und Organisationsgeist. Frühe finanzielle Unabhängigkeit gibt ihm die Möglichkeit, seine Jugendträume zu erfüllen — ein zweiter Schliemann, wenn auch auf anderem Gebiet. So zieht er denn nun schon jahrelang durch die weite Welt und ist allmählich zu einem modernen Globetrotter geworden, den man gut als typisch für seine ganze großzügige Menschenklasse ansprechen kann. Auto und Flugzeug, Dampfboot, Nacht und Reittier sind die Genossen seiner Wanderlust. Sie bringen ihn durch den malaiischen Archipel, ein andermal durch die Salomonen; dann zieht er quer durch das dunkelste Afrika (siehe sein Buch „Auf neuen Pfaden im Kongo“), durch Kleinasien, und ganz kürzlich erst ist er von einer erlebnisreichen Streife durch Abessinien heimgekehrt. Man darf ihn schon einen der besten Bekannten der Mutter Erde nennen. Eben erscheint bei F. A. Brockhaus in Leipzig sein Bericht über seine vorlezte große Reise: „Persien, wie es ist und war. Mit Karawane, Auto und Flugzeug durch Risas Königreich“. (Mit 59 Abbildungen und einer Karte. Geheftet 7. M., Ganzleinen 8.50 M.)

Der Autor erliegt nicht der Versuchung, troden gelehrte Abhandlungen zu schreiben, sondern verbindet durch das Feuer seiner aus den Geschäften herübergeretteten lebhaften Phantasie und die nüchternen Arbeit eines kühlen Verstandes Einft und Jetzt, verschütteten Brunt und neuerwachende Macht zu einem prächtigen Gesamtbild, in dem Totes und Lebendes sich selbst und spannend mischen. Hermann Norden bringt seinen Lesern Persiens Vergangenheit und Gegenwart aber nicht nur durch seine große erzählerische Gabe plastisch nahe, sondern versteht es,

das Wort durch zahlreiche charakteristische Photos lebendig zu unterstücken, die eine Auslese moderner Kamerakunst darstellen. „Persien, wie es ist und war“ durch einen solchen berufenen Schilderer kennenzulernen, wird so für den „Mitreisenden“ zu einer ebenbürtigen ungetrübten Freude wie zur schätzenswerten Belehrung über ein Reich, das man zu den mächtig aufstrebenden rechnen darf.

Fd.

Das Allerneueste: die Kuh, die Eier legt.

Jahr für Jahr, wenn das Osterfest herankommt, hält man es für notwendig, an das zoologische Wunder zu erinnern, daß irgendwo und irgendwo ein Hase tatsächlich ein Ei gelegt habe. Das „Wunder“ ist überholt durch die Leistung einer Kuh im Bezirk Alfeld, die es ebenfalls an der Zeit fand, ein Ei zu legen. Der Besitzer der Kuh, ein Landwirt, stellte seit Wochen bereits bei dem Tier einen großen Appetitmangel fest. Da sich der Zustand der Kuh nicht besserte, überließ er sie schließlich einem Viehhändler. Der Händler hatte die Kuh zwei Tage im Besitz, als das Tier auf natürlichem Wege ein — Ei von sich gab. Allerdings handelte es sich bloß um ein Porzellanei, das die Kuh vermutlich zusammen mit dem Futter verschluckt hatte.

Für Philatelisten.

Zu den seltsamsten Briefmarken, die jemals geschaffen worden sind, muß man die Nicaragua-Marken von 1911 zählen. Das sind jene Aushilfsmarken, die ursprünglich Eisenbahnwertzeichen waren, als solche durch den vorderseitigen Aufdruck „Timbre Fiscal“ in Stempel- und weiter den rückseitigen „Correo de 1911“ in Freimarken umgewandelt wurden. Daß aber hiermit die Möglichkeiten, die durch die Druckpresse zu interessanten Verwandlungen für die Markensammler gegeben sind, noch keineswegs erschöpft waren, zeigte Nicaragua im nächsten Jahre dadurch, daß man nun die 15 Cts. nochmals in die Druckerei schickte, den vorderseitigen Aufdruck durchstrich, den rückseitigen durchhalte und auf die Bildseite der einstigen Eisenbahn-, gewesenen Stempel- und Freimarke nun „Correo Oficial“ und den neuen Wert aufdruckte, wodurch sie auf der vierten Verwandlungsstufe zur Dienstmarke wurde. Die ursprünglichen Eisenbahnmarken, durch Ueberdruck zu Stempel- und Freimarken geworden, konnten sowohl für fiskalische wie postalische Zwecke benutzt werden. Als Stempelmarke wurden sie mit der Rückseite, als Freimarke mit der Vorderseite aufgesteckt.

Aus aller Welt.

Der Literatur-Nobelpreis für Remarque? In der Osloer Zeitung „Aftenposten“ tritt Björnsterne Björnson dafür ein, daß der Literatur-Nobelpreis des Jahres 1929 dem Autor des Buches „Im Westen nichts Neues“, Erich Maria Remarque, verliehen wird.

Neue Werke bekannter Autoren. Curt Corinth, der Verfasser der gegenwärtig in der Berliner Volksbühne gespielten „Trojaner“, hat ein neues Schauspiel vollendet, „Dreikampf“. — Ein neues Stück von Ossyp Dymow, ein Negerdrama, „Die Schatten von Haarlem“, wurde vom Theater am Schiffbauerdamm in Berlin zur Uraufführung erworben. Die Musik zu den vorkommenden Negerliedern schrieb der ungarische Komponist Béla Keinitz. — Das Stadttheater in Leipzig bringt im Herbst das neue Drama von Wilhelm Speyer „Napoleon“ zur Uraufführung. — O'Neills neues Bühnenstück „Alle Kinder Gottes haben Flügel“ wird bei Reinhardt in Berlin zur Uraufführung kommen. — Franz Molnars neue Komödie „Eins, zwei, drei . . .“ wurde vom Deutschen Volkstheater in Wien zur Uraufführung erworben.

Fröhliche Ecke.

„Ein herrlicher Seidenpinscher, mein Herr!“

„Was, dieser Köter?“

„Na, zum mindesten prima Halbseide, mein Herr!“

„Früher waren zwei Schafe nötig, um eine Frau zu be-
 leiden.“

„Und heute?“

„Genügt eine Seidentraupe.“

„Sind das auch wirklich Gänse, Schazi?“

„Keine Angst, Liebling. Störche treten nie in Herden auf!“

„Hans, wie kommt es, daß dein Aufsatz über den Hund genau den gleichen Inhalt hat wie der von deinem Bruder?“

„Herr Lehrer, wie haben nur einen Hund.“

„Vater, gab es schon alle Tiere, als Adam und Eva im Paradies lerten?“

„Gewiß.“

„Was haben denn dann die Kleidermotten gegessen?“